

Karl-Peter Krauss

# Dem Vergessen entrisen

Der „Ostjude“  
Simon Leinmann und die  
Neuapostolische Kirche



Lebenswelten  
osteuropäischer Juden  
21

**böhlau**



# Lebenswelten osteuropäischer Juden

Erinnerung an die Lebenswelten osteuropäischer Juden, an ihre Geschichte und Kultur, ist eine Erfahrung des Leidens, aber auch des Selbstbewusstseins und der Kraft. Mit den Arbeiten dieser Reihe – wissenschaftlichen Forschungen, Neuauflagen bedeutender älterer Beiträge und Quelleneditionen – sollen Lebensverhältnisse und Alltag, Werte, Normen und Einstellungen, Denken, Fühlen und Verhalten der Juden ebenso wieder gegenwärtig werden wie das Zusammenleben mit der nichtjüdischen Umwelt und das Einwirken politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Strukturen. In der Auseinandersetzung mit diesen Welten gewinnen wir sie als Teil unserer eigenen Geschichte zurück.

Herausgegeben von  
Monica Rütters, Heiko Haumann, Julia Richers

Band 21

# Dem Vergessen entrissen

Der „Ostjude“ Simon Leinmann  
und die Neuapostolische Kirche

von  
Karl-Peter Krauss

**BÖHLAU**

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2025 Böhlau, Lindenstraße 14, D-50674 Köln, ein Imprint der Brill-Gruppe  
(Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;  
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland;  
Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)  
Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh,  
Brill Fink, Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau  
und V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen  
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung:  
Julius C. Turner/Archiv für Zeitgeschichte ETH Zürich – Elsbeth Kasser-Stiftung,  
BA Elsbeth Kasser/155  
„Gurs – Ein Internierungslager in Südfrankreich 1939–1943“,  
Zeichnungen und Aquarelle

Korrektorat: Dirk Michel, Mannheim  
Einbandgestaltung: Michael Haderer, Wien  
Satz: Michael Rauscher, Wien

**Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com)**

ISBN 978-3-412-53189-8

# Inhalt

Vorwort . . . . .	9
Einführung . . . . .	11
Spurensuche im Land der Luftmenschen . . . . .	19
Eine Familie auf der Wanderschaft . . . . .	29
Heimat und Christentum . . . . .	37
Dunkle Wolken: Die Schlinge zieht sich zu . . . . .	50
Der Schock: die „Polenaktion“ . . . . .	61
Im Lager: einsam und verlassen . . . . .	72
Verweigerter Hilfe? . . . . .	81
Die Neuapostolische Kirche und die Mitglieder jüdischer Herkunft in der NS-Zeit . . . . .	84
Hoffnungsschimmer: zurück bei Freunden . . . . .	95
Volle Koffer, die Schiffskarte und der Krieg . . . . .	102
Die zurückgebliebene Frau . . . . .	107
Die Shoa. . . . .	111
Verlorene Spuren. . . . .	122
Die Durchgangsstraße IV: im „heimatlichen“ Niemandsland entfesselter Gewalt . . . . .	132

„Ich habe manchmal Heimweh. Ich weiß nur nicht, wonach ...“: Lebenszeichen. . . . .	151
Hoffnung? . . . . .	166
Krank im Land der Freiheit . . . . .	173
„Mausi“ und der Kampf um Entschädigung . . . . .	188
Der Brief und der Eklat . . . . .	199
Jakob, Sara, Paula, Rosa ... . . . .	204
Monsey, Fletcher Road 33 . . . . .	210
Lebensfragmente: ein unvollkommener Ausblick . . . . .	223
Anhang. . . . .	228
1. Der Briefwechsel des „Ostjuden“ Simon Leinmann und seiner Frau Elisabeth, geborene Menz, mit dem stellvertretenden Kirchenleiter Heinrich Franz Schlaphoff in Südafrika . . . . .	228
2. Schreiben von Simon Leinmann aus dem Lager für Displaced Persons in Barletta . . . . .	255
3. Eidesstattliche Versicherungen aus dem kirchlichen Freundeskreis von Simon Leinmann . . . . .	258
4. Berichte zum Verfolgungsvorgang von Simon Leinmann selbst sowie von Marie Dähns. . . . .	271
5. Korrespondenz von Marie Dähns gegenüber dem Entschädigungsamt Berlin . . . . .	287
Abkürzungsverzeichnis . . . . .	292
Quellen- und Literaturverzeichnis . . . . .	294
Ungedruckte Quellen. . . . .	294
Literatur . . . . .	299
Onlineressourcen. . . . .	308
Abbildungs- und Kartennachweis . . . . .	309

Inhalt	7
Personenregister . . . . .	312
Sach- und Ortsregister . . . . .	315



## Vorwort

Simon Leinmann konnte den Krieg und die Shoa<sup>1</sup> nicht überlebt haben. Rationale Argumente sprachen für diese Annahme. Letzte Spuren verloren sich von ihm im Sommer 1939 in Berlin. Schon damals hatte er Schreckliches hinter sich. Er war seit vielen Jahren Christ, neuapostolischer Christ, hatte in Berlin eine Heimat, eine Familie und eine Kirchengemeinde gefunden. Doch seine Herkunft als „Ostjude“ wurde ihm im hasserfüllten Antisemitismus des nationalsozialistischen Deutschlands zum Verhängnis. In der „Polenaktion“ war er im Herbst 1938 aus seinem vertrauten Lebensumfeld gerissen und nach Polen deportiert worden. Seine „arische“ Frau wurde zur Scheidung gezwungen. Die Ehefrau, sein soziales Umfeld, sein bisheriges Leben, sein bescheidenes Vermögen blieben zurück. Alles, was sich dieser kontaktfreudige und liebenswürdige Mensch aufgebaut hatte, bestand nur noch in einer schmerzhaften Erinnerung. Er litt entsetzlich in den provisorischen Lagern in Polen. Er war allein, einsam, verlassen, denn er war Christ unter seinen ehemaligen jüdischen Glaubensbrüdern und -schwestern. Erschütternde Briefe zeugen von seinem Seelenzustand. Seine kurze Rückkehr nach Berlin aufgrund eines Abkommens zwischen Deutschland und Polen vom 24. Januar 1939 war - bislang - das letzte Lebenszeichen.<sup>2</sup>

Er konnte nicht überlebt haben? Und doch ließ mich sein Name nie mehr los. Warum fand ich ihn nicht in den unendlich langen Opferlisten? Hat er den Krieg doch überlebt? Ich suchte weiter. Man durfte ihn nicht der Vergessenheit preisgeben. Vielleicht konnte man ihm so ein wenig seiner Würde und Identität wiedergeben? Es folgten Recherchen in vielen Archiven, in Deutschland, den USA, Italien, Österreich, der Schweiz, in Polen. Langsam, nach und nach, enthüllten sich einzelne Fragmente eines menschlichen Daseins. Sie malen dennoch ein unvollkommenes Bild mit dunklen, unausgeleuchteten Lebensabschnitten eines Menschen, der unverschuldet in eine Mühle menschenverachtender Gewalt geraten war.

---

1 Der Begriff Shoa steht in hebräischer Sprache für „Katastrophe“ und „großes Unheil“.

2 Tomaszewski, Jerzy: Auftakt zur Vernichtung. Die Vertreibung polnischer Juden aus Deutschland im Jahre 1938. Aus dem Polnischen von Victoria Pollmann. Osnabrück 2002, S. 244 f.

Tatsächlich: Simon Leinmann hatte die Shoa überlebt. Aber er war schwer an Körper und Seele gezeichnet, verletzt, depressiv, heimatlos. Nach dem Krieg hat er seine Fühler wieder nach den „Freunden“, wie er sie nannte, seiner Kirchengemeinde im fernen Berlin ausgestreckt. Dieser Faden zerriss nicht, auch wenn er nach vielen Identitäten und dramatischen Brüchen eine in vielerlei Hinsicht andere Heimat gefunden hatte.

Ganz nebenbei gibt dieses Buch einen kleinen Einblick in das Verhalten von Angehörigen seiner Kirche gegenüber ihren Mitgliedern jüdischer Herkunft in einer dunklen Zeit.

Ein großer Dank gilt allen Personen, die diese Arbeit unterstützt haben. Namentlich erwähnt sei der Kollege in der AG Geschichte der Neuapostolischen Kirche, Dr. Manfred Henke. Für die Entschlüsselung hebräischer Inschriften danke ich Professor Dr. Matthias Armgardt (Universität Hamburg). Wertvolle Hinweise gab mir mein Freund und Kollege Professor Dr. Norbert Spannenberger (Universität Leipzig). Dem Kollegen Dr. Dmytro Myeshkov (Nordost-Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa an der Universität Hamburg) danke ich vielmals für die wissenschaftliche Transliteration ukrainischer und russischer Ortsnamen.

Weiteren Personen bin ich zu Dank verpflichtet, weil sie mir Fotos und Informationen für das Buch überlassen oder Kontakte ermöglicht haben: Hans-Jürgen Ackerschewski, Heinz Helmut Bussemas, Claudia Erdheim, Christian Michaelis, Gabi und Matthias Michaelis, Michael Michaelis, Ingrid Riedel, Oliver Rütten, Simone Weiß, Dr. Thomas Winter. Ein besonderer Dank gilt meiner Frau Elke, die mir geduldig den notwendigen Freiraum einräumte und mit manchen Ideen und Diskussionen wertvolle Impulse gab.

Ein besonderer Dank gilt auch den Herausgeberinnen und dem Herausgeber der Buchreihe *Lebenswelten osteuropäischer Juden*, Professorin Dr. Monica Rütters (Universität Hamburg), Professorin Dr. Julia Richers (Universität Bern) und Professor Dr. Heiko Haumann (Universität Basel) für die Aufnahme des Buches in diese Reihe. Gleichmaßen danke ich für die zahlreichen wertvollen Hinweise, Präzisierungsvorschläge sowie die konstruktive und bereichernde Kritik.

Karl-Peter Krauss

## Einführung

Wie nähert man sich an eine „zerrissene“ *BIOGRAFIE* an? An einen Menschen, dessen Erinnerungen jedoch nur noch fragmentierte Wahrnehmungen aufweisen? Und an eine Person, der es nicht vergönnt war, Nachkommen zu haben, die seine Erlebnisse, seine Aufzeichnungen, vielleicht seine Befindlichkeiten weitergeben konnten? Tagebücher, Notizen liegen nicht vor. Die wenigen überlieferten Briefe dieser Person öffnen nur kurze Zeitfenster seines Daseins. Manche Lebensstationen lassen sich nur annäherungsweise deuten - anhand von behördlichen Akten, aus der Sicht ihm zugewandter Personen, durch mühsam ermittelte zeitgeschichtliche Quellen, die den biografischen Bezug nur errahnen lassen und doch notwendig sind, um den Bezugsfaden zu diesem Menschen nicht abreißen zu lassen. Das Leben von Simon Leinmann ist schwer fassbar, fast überall dominiert nebelhafter Schatten, Lebensabschnitte bleiben im Verborgenen. Nein, dieses Buch ist nicht annähernd in der Lage, bis ins Detail exakt über ihn selbst, seine Familie, seine Eltern berichten zu können, wie dies etwa Michael Wolffsohn über seine Familie in „Wir waren Glückskinder – trotz allem“ getan hat.<sup>3</sup>

Der Schleier einer posttraumatischen Amnesie von Simon Leinmann gestattet nur Einblicke in Teilaspekte seines Lebens. Und doch, vielleicht gerade deshalb, wird hier der Versuch einer Annäherung an die schwer fassbaren Puzzleteile des Lebens eines Menschen unternommen, der völlig unverschuldet in einen Strudel menschlicher Abgründe geraten war, nicht als überzeugter Christ, der er war, sondern als „Ostjude“, als der er in der NS-Zeit definiert, herabgewürdigt und entmenschlicht wurde. Erst Jahre nach dem Auffinden von Briefen aus dem Jahr 1939 wurden nach zeitraubender Suche weitere Quellen gefunden. So schwer es ist, die Persönlichkeit von Leinmann zu deuten, so mühselig war die Suche nach Quellen, die wenigstens Konturen seines schweren Weges verdeutlichen konnten.

Die Auffindung seiner Wiedergutmachungsakte war aufwendig. Im zuständigen Landesarchiv Berlin fand sich kein Hinweis auf diese Dokumente. Eine Suche nach seinem Namen im „Gedenkbuch Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945“

---

3 Wolffsohn, Michael: Wir waren Glückskinder – trotz allem. Eine deutschjüdische Familiengeschichte. München 2021.

des Bundesarchivs verlief ergebnislos.<sup>4</sup> Ebenso Recherchen im Portal von Yad Vashem - Internationale Holocaust-Gedenkstätte<sup>5</sup> und im United States Holocaust Memorial Museum.<sup>6</sup> Eine erste Suche in den Arolsen Archives - International Center on Nazi Persecution ergab zunächst keine Hinweise auf den Gesuchten. Schiffslisten von Auswanderern wurden ohne Erfolg untersucht, viele Namen überprüft, falls der Gesuchte wider aller Erkenntnis vor der Shoa hatte fliehen können. Oder war Leinmann eines von den vielen namenlosen Opfern, die irgendwann verschwunden waren, aufgehört hatten, zu atmen, in einem Vernichtungslager ermordet worden waren, ohne Zeugen, ohne Hinweise?

Recherchen in den National Archives at New York City führten schließlich zu einem Treffer. Simon Leinmann hatte den Krieg überlebt! Fast parallel konnten in den Arolsen Archives Dokumente über den Gesuchten gefunden werden. Die Akten aus diesem Archiv deuteten eine faszinierende Überlebensgeschichte an: Der tot Geglaupte und doch nie Vergessene hatte die Vernichtungsmaschinerie überlebt! Aber insgesamt handelte es sich bei diesen Akten nur um wenige Dokumente. An eine Annäherung an das Leben von Simon Leinmann oder gar an eine Darstellung einzelner Stationen seines Schicksals war so nicht zu denken.

Schließlich führte ein Hinweis des Landesarchivs Berlin zu einer weiteren Spur: Im Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten Berlin (LABO Berlin), Entschädigungsbehörde Opfer des Nationalsozialismus, befanden sich in der Altregistratur Akten. Eine Anfrage erbrachte schließlich den Fund der Entschädigungsakte von Simon Leinmann.<sup>7</sup> Darin befanden sich zahlreiche Dokumente und Nachweise. Und es fanden sich weitere Akten: die seines Vaters Jakob Deutsch und seiner Stiefmutter Sara Deutsch. Allerdings endeten viele scheinbar erfolgversprechende Spuren in italienischen, österreichischen und polnischen Archiven in einer Sackgasse, weil die dort vermuteten personenbezogenen Akten aus der fraglichen Zeit nicht vorhanden waren. Umso bedauer-

4 <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/> (11.3.2023).

5 <https://www.yadvashem.org/de.html> (11.3.2023).

6 <https://www.ushmm.org/> (11.3.2023).

7 Eine Einsichtnahme der Akten vor Ort war nicht möglich. Aber das Amt bot an, die Akte an ein Amtsgericht zu senden, in dem sie eingesehen werden könne. Der Verwaltungsleiter des Amtsgerichts Münsingen, Reinhard Wiedwald, gab schnell und unkompliziert die Zusage, die Dokumente im Amtsgericht Münsingen einsehen zu können, wofür ich ihm vielmals danke. Dorthin wurden die Akten gesandt, wofür der Autor dem Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten Berlin (LABO Berlin) dankt.

licher ist es, dass die Briefe Leinmanns aus der Nachkriegszeit an seine Freunde nicht, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, erhalten blieben.

Die von Leinmann benannten Aufenthaltsorte, unterlegt von spärlichen Quellenhinweisen, werden nur fassbar, indem mit Hilfe weiterer Quellenstudien und Sekundärliteratur diese Stationen rekonstruiert werden, um die Umstände seiner Lage und seines Leidens zu veranschaulichen. Berücksichtigt werden musste, dass nicht wenige Angaben widersprüchlich waren. Sicherlich flossen in die lückenhaften Erinnerungen Leinmanns auch Erkenntnisse ein, von denen er erst nach dem Krieg erfuhr, davon las und hörte, die sich vielleicht mit dem vermischten, was er glaubte, erlebt zu haben.<sup>8</sup> Damit gilt es dem Umstand Rechnung zu tragen, dass Erinnerungen traumatisierter Überlebender kaum ein „Zeugnis einer eindeutigen historischen Wahrheit“ sein können.<sup>9</sup> Traumatisierte Zeitzeugen vermögen nicht mit der Vergangenheit und der Erinnerung an sie zu leben. Die traumatischen Erfahrungen, die diesen Menschen widerfahren waren, entziehen sich den üblichen „Raum-Zeit-Koordinaten“ und können damit nicht eindeutig zugeordnet werden. Diese Erinnerungen sind beständig präsent im Rahmen eines doppelten Bewusstseins.<sup>10</sup> So antwortete eine Überlebende auf die Frage, ob sie mit Auschwitz lebe: „Nein, ich lebe daneben!“<sup>11</sup> Oder, wie Cordelia Edvardson, die als Mädchen mit 14 Jahren nach Auschwitz deportiert worden war, es ausdrückte: „Der Zorn der Überlebenden, der zur Angst des Lebens wird“. Als ihre „halbjüdische“ Mutter versuchte, ihre Leiden in Auschwitz niederzuschreiben, erkannte sie ihre der Mutter zuvor überlassenen Erinnerungen nicht wieder und kam zu der resignierten Feststellung „Wie hätte es auch anders sein können, es war ja von einer Lebenden geschrieben worden.“<sup>12</sup> Als

---

8 Gedächtnis und Erinnern sind „als Prozess des Vergegenwärtigens von Vergangenheit“ auch „durch medienbasierte Kommunikation konstituiert“, siehe: Handbuch kommunikationswissenschaftliche Erinnerungsforschung. Herausgegeben vom DFG-Netzwerk Kommunikationswissenschaftliche Erinnerungsforschung. Berlin, Boston 2023, S. V.

9 Spitta, Juliane; Rathenow, Hanns Fred: Trauma und Erinnerung. Oral History nach Auschwitz, mit einem Beitrag von Rosa Rigendinger. Kenzingen 2009, S. 7.

10 Spitta, Juliane: Trauma und Erinnerungskultur – Oral History in der historisch-politischen Bildung nach Auschwitz. In: Spitta; Rathenow, Trauma und Erinnerung, S. 11–67, hier S. 16.

11 Ebenda, S. 55.

12 Edvardson, Cordelia: Gebranntes Kind sucht das Feuer. Deutsch von Anna-Liese Kornitzky. München 1989, S. 115.

Edvardson ihre Erinnerungen an ihre Kindheit niederlegte, sprach sie von sich als „das Mädchen“, in der dritten Person.<sup>13</sup>

Welche Folgen Erfahrungen existentieller Bedrohungen und Todesangst haben können, ordnet Aleida Assmann so ein: „Durch eine Erfahrung, deren Exzess das psychophysische Fassungsvermögen übersteigt, wird anschließend die Möglichkeit einer integralen Selbstkonstitution zerschlagen. [...] das Trauma stabilisiert eine Erfahrung, die dem Bewusstsein nicht zugänglich ist und sich im Schatten dieses Bewusstseins als eine latente Präsenz festsetzt.“<sup>14</sup> Kehrt das Verdrängte wieder zurück, so führt das zu einer sekundären Traumatisierung. Das Vergangene wird damit nicht erinnert, begriffen und reflektiert und in eine „bewusste Selbstwahrnehmung“ integriert, sondern die Opfer wiederholen die Traumatisierung.<sup>15</sup> Diese Erörterungen dienen dem Verständnis für das Verhalten und die Reaktionen von Simon Leinmann.

Da Leinmanns Schicksal bis zum Sommer 1939 bereits in dem 2020 veröffentlichten Buch „Inszenierte Loyalitäten? Die Neuapostolische Kirche in der NS-Zeit“ thematisiert wurde, werden einige Passagen aus der Zeit bis 1939 für diese Publikation herangezogen.<sup>16</sup> Nach dieser Veröffentlichung gab es zahlreiche Reaktionen und Fragen zum weiteren Schicksal von Simon Leinmann. Hinzu kam die persönliche Intention des Verfassers, Licht in das Dunkel des unausgeleuchteten weiteren Lebensweges von Leinmann zu bringen.<sup>17</sup>

Michel de Certeau (1925–1986), französischer Jesuit, Soziologe, Historiker und Philosoph, schrieb in der Widmung zu seinem wohl berühmtesten Werk „Kunst des Handelns“: „Dieser Essay ist dem gemeinen Mann gewidmet. Dem Helden des Alltags.“ Diesen Gedankenstrang griff er weiter unten wieder auf: „Dieser anonyme Held ist schon sehr lange unterwegs.“<sup>18</sup> Simon Leinmann

---

13 Siehe dazu die umfassenden Darlegungen zu Cordelia Edvardson im Kapitel „Monsey, Fletcher Road 33“.

14 Assmann, Aleida: Stabilisatoren der Erinnerung, Affekt, Symbol, Trauma. In: Rösen, Jörn; Straub, Jürgen (Hg.): Die dunkle Spur der Vergangenheit. Frankfurt am Main 1998, S. 131–152, hier S. 148, zitiert nach: Spitta, Trauma und Erinnerungskultur, S. 46.

15 Spitta, Trauma und Erinnerungskultur, S. 47.

16 Krauss, Karl-Peter: Inszenierte Loyalitäten? Die Neuapostolische Kirche in der NS-Zeit. Berlin 2020, S. 321–345.

17 Zum Verhalten der Neuapostolischen Kirche gegenüber ihren Mitgliedern jüdischer Herkunft sei auf das Kapitel „Die Neuapostolische Kirche und die Mitglieder jüdischer Herkunft in der NS-Zeit“ verwiesen.

18 Certeau, Michel de: Kunst des Handelns. Aus dem Französischen übersetzt von Ronald Voullié. Berlin 1988, S. 9.

blieb jahrzehntelang anonym, er war dem Vergessen preisgegeben, er war lange unterwegs, ist vielleicht nie angekommen. Doch diese Recherchen waren genau jenem Ziel verpflichtet, ihm, dem verschollen Geglauten, ein Stück seiner Würde zurückzugeben und ihn dem Vergessen zu entreißen. Ja, er war kein Held des Alltags, aber er wurde zu einem Helden in menschenverachtenden Ausnahmeständen mit seinem Überlebenswillen.

Im Titel des Buches steht der Begriff „Ostjude“. Dieses Wort unterstellt zunächst eine räumliche Definition, die nahelegt, dass es sich um Jüdinnen und Juden handelt, die im Osten Europas lebten oder von dort stammten. Es ist jener Raum, der in Verbindung mit der Welt des „Schtetl“ gebracht wird.<sup>19</sup> Allerdings ist diese Bezeichnung durchaus vielschichtig konnotiert. Es war der jüdische Publizist Nathan Birnbaum (1864–1937), der um 1900 von „Ostjuden“ und „Westjuden“ sprach. Er verwendete den Begriff erstmals, aber ohne negative Konnotation; es ging ihm vielmehr um die unterschiedlichen gesellschaftlichen und sozialen Lebenswelten dieser beiden Gruppen.<sup>20</sup>

Im deutschen Sprachraum verbreitete sich die Begrifflichkeit vom „Ostjuden“ erst um 1910 und fand allgemeinen Gebrauch in der Zeit des Ersten Weltkriegs. Zuvor wurde von „polnischen Juden“ gesprochen. „Ostjuden“ wurden zunehmend mit den negativen Vorstellungen „Ostjudengefahr“ und „Ostjudenfrage“ verknüpft. Hinzu kamen Assoziationen, die Ostjuden als rückständig, roh, schmutzig, laut und unsittlich in Zusammenhang brachten.<sup>21</sup> Es sind Bilder, die ihre Ursprünge schon im frühen 19. Jahrhundert hatten, denn schon damals waren die Juden aus diesem Raum eine Zielscheibe von Schmähungen. Der deutsche Nationalhistoriker und Publizist Heinrich von Treitschke (1834–1896) unterstellte den aus dem Osten zugewanderten Juden stereotyp „verstockte Verachtung“, „Spottsucht“ und „beleidigende Selbstüberschätzung“.<sup>22</sup>

Für den mittel- und ostmitteleuropäischen Raum konnte unter der jüdischen Bevölkerung ein „westeuropäischer“ und ein „osteuropäischer“ Typus

19 Siehe dazu das Kapitel „Spurensuche im Land der Luftmensch“.

20 Heid, Ludger: Achtzehntes Bild: „Der Ostjude“. In: Schoeps, Julius; Schlör, Joachim (Hg.): Bilder der Judenfeindschaft. Antisemitismus, Vorurteile und Mythen. Augsburg 1999, S. 241–251, hier S. 241. Umfassend zur Geschichte der Ostjuden siehe Haumann, Heiko: Geschichte der Ostjuden. München 1990.

21 Maurer, Trude: Ostjuden in Deutschland 1918–1933. Hamburg 1986, S. 12.

22 Treitschke, Heinrich von: Ein Wort über unser Judentum. Separatdruck aus dem 44., 45. und 46. Bande der Preußischen Jahrbücher. 4., vermehrte Auflage. Berlin 1881, S. 2 f., zitiert nach Aly, Götz: Warum die Deutschen? Warum die Juden? Gleichheit, Neid und Rassenhass 1800–1933. Frankfurt am Main 2011, S. 109.

unterschieden werden. Die osteuropäischen Jüdinnen und Juden zeigten eine nur schwache Akkulturation und Assimilation gegenüber der Mehrheitsgesellschaft; ihre Sprache war das Jiddische und sie zeichneten sich durch religiöse Orthodoxie aus. Gesellschaftlich dominierte die Zugehörigkeit zur unteren Mittelschicht und Unterschicht. Hinzu kam eine hohe Geburtenrate und eine geringe „Mischehenrate“ mit christlichen Partnerinnen und Partnern. Hingegen zeichnete sich der westeuropäische Typus durch eine ausgeprägte Akkulturation aus und es bestand ein hoher Assimilationsgrad. Bei einer Assimilation geht es um einen Angleichungs- und Anpassungsprozess eines Individuums oder einer Gruppe an die soziale Umgebung einer gesellschaftlich dominanten Gruppe. Dies erfolgt durch die Übernahme von Einstellungen, Normen und Verhaltensmustern.<sup>23</sup> Akkulturation bezeichnet ein Phänomen des Wandels einer Gruppe durch die „Übernahme von Elementen aus einer anderen Kultur“ als Folge eines „nachhaltigen Kontakts“ und einer „kontinuierlichen Interaktion zwischen kulturell verschiedenen Gruppen“.<sup>24</sup> Jiddisch wurde beim angeführten westeuropäischen Typus zunehmend in den Hintergrund gedrängt, ebenso orthodoxe Traditionen. Diese Jüdinnen und Juden gehörten meist zur Mittelschicht und wiesen eine eher hohe Bildung auf. Sie machten nur einen kleinen Anteil an der Gesamtbevölkerung aus und hatten eine niedrige Geburtenrate, während es eine große Anzahl an „Mischehen“ gab. Diesem westeuropäischen Typ entsprach die jüdische Bevölkerung etwa in Deutschland, Frankreich und England.<sup>25</sup>

Seit den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts war der vielgestaltige Begriff des „Ostjuden“ in wachsendem Maße negativ gefärbt. Dabei wurden die gegen die „Ostjuden“ erhobenen Vorwürfe zunehmend auch auf die deutschen Juden übertragen und ihnen die gleichen unterstellten Verhaltensweisen zugewiesen. Dies ging bis hin zu dem stereotypen Vorwurf, die deutschen Juden seien „nur die Nachkommen eingewanderter, verbrecherischer Ostjuden“.<sup>26</sup> So sprach der antisemitische Agitator Alfred Roth (1879–1948) des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes 1922 in Berlin von der „Ostjudenplage“ und verglich die „Ostjuden“ mit Heuschreckenschwärmen.<sup>27</sup> Gerade die militärische Niederlage am Ende des Ersten Weltkrieges und die dramatischen wirtschaftlichen

23 Reinhold, Gerd (Hg.) unter Mitarbeit von Lamnek, Siegfried, und Recker, Helga: Soziologie-Lexikon. München 2000, S. 36.

24 Wittig, Ernst: Akkulturation. In: Fuchs-Heinritz, Werner (Hg.): Lexikon zur Soziologie. Opladen 1994, S. 26.

25 Maurer, Ostjuden in Deutschland, S. 13 f.

26 Ebenda, S. 171.

27 Ebenda, S. 180.

Krisen in den 1920er Jahren hatten einen katalysatorischen Effekt in Bezug auf die stereotype Einordnung der „Ostjuden“, der zunehmend zum Synonym für negative Zuschreibungen wurde. Es war der ideologische Nährboden für den grenzenlosen Judenhass im nationalsozialistischen Deutschland.<sup>28</sup>

Zuletzt folgen noch wenige editorische Hinweise: Die deutsche Schreibung des Namens „Simon Leinmann“ wird durchgehend beibehalten, auch wenn er ursprünglich den (polnischen) Vornamen Szymon trug und sich später „Leinman“ schrieb.<sup>29</sup> Auch der Vorname seiner zweiten Frau wird im Textkorpus durchgängig „Elisabeth“ geschrieben, obwohl sie ursprünglich die ungarische Namensform „Erzsébet“ trug und später die englische Version „Elizabeth“ sowie die Kurzform „Betty“ verwendete. Die unterschiedlichen Namensformen werden zugunsten der besseren Verständlichkeit bewusst vermieden. Davon unberührt bleiben die Namen in den Quellen. Namensvereinheitlichungen waren mitunter auch bei weiteren Namen notwendig, da in den Quellen unterschiedliche Schreibweisen vorliegen, die den Lesefluss einschränken würden. Zitate aus Quellen werden gleichwohl nicht verändert.

Die Transkription der Briefe von Simon Leinmann im Anhang orientiert sich am Originaltext, um die Authentizität der Texte nicht abzuschwächen. Nur die Groß- und Kleinschreibung wurde angepasst, die häufig fehlenden Umlaute wurden stillschweigend ergänzt. Auch die Interpunktion wurde aus Gründen der Verständlichkeit verändert. Schreib- und Flüchtigkeitsfehler wurden beseitigt, wenn sie das Verstehen des Textes erschwerten. Ansonsten wurde die Orthografie in den Egodokumenten weitgehend belassen.

Bei der Nennung der Ortsnamen werden die gebräuchlichen deutschen Ortsnamen vor dem Ersten oder Zweiten Weltkrieg verwendet, je nach dem Zeitraum, in dem sich das Geschehen abspielte. Die heutigen amtlichen Ortsnamen stehen bei der ersten Nennung in Klammern dahinter. Die kyrillischen Ortsnamen werden nach den Regeln der wissenschaftlichen Transliteration wiedergegeben. Ortsnamen in den Quellentexten werden in Fußnoten mit der jeweils anderssprachigen Ortsnamenform ergänzt. Dort, wo zum Verständnis in ethnischen Mosaikgebieten noch eine weitere Namensform sinnvoll ist, wird diese auch benannt. Die in deutscher Sprache üblichen Namensformen wie Warschau oder Mailand (Exonyme) werden in der deutschen Ortsnamenform

28 Siehe dazu auch das Kapitel „Spurensuche im Land der ‚Luftmenschen‘“.

29 Spätestens 1948 im Lager für Displaced Persons in Barletta, Provinz Bari (Italien), schrieb Leinmann seinen Nachnamen als „Leinman“. Dies behielt er in den USA bei und legte die „deutsche“ Schreibweise seines Namens ab.

verwendet. Eine Orientierung bietet hier das Ortsregister im Rahmen des Sach- und Ortsregisters mit den mehrsprachigen Ortsnamenformen.

## Spurensuche im Land der Luftmenschen

Luftmenschen? Für diese Metapher steht das Bild des Malers Marc Chagall (1887–1985) mit einem in der Luft schwebenden Mann. Er malte es im Jahr 1914 in seiner Heimatstadt Vitebsk (weißruss. Vicebsk) an der Düna, heute Weißrussland. Im Hintergrund des Kunstwerkes ist die mächtige Il'inskij-Kirche zu sehen. Dieser Mann mit Bart in schwarzer Kleidung hält in der rechten Hand einen Wanderstab, auf dem Rücken lastet ein schwerer Sack auf ihm. Das Gemälde interpretiert das einstige jüdische Leben in Ostmittel- und Osteuropa. Chagall selbst deutete sein Werk so: „Und waren unsere bildhaften Vorahnungen nicht richtig, hängen wir denn nicht tatsächlich in der Luft, leiden wir nicht an einer einzigen Krankheit: der Sucht nach Stabilität?“<sup>30</sup> Obwohl er inzwischen in Paris lebte, blieb ihm zunächst die Rückkehr in seine neue Heimat wegen des ausgebrochenen Ersten Weltkrieges verwehrt. Das Bild spiegelt die Erfahrungswelt von Chagall, der heimatlos geworden war, ohne feste Zugehörigkeit. Der Sack könnte wohl die Waren eines Hausierers enthalten, der damit von Haus zu Haus geht, oder, wie es im Jiddischen heißt: „Er geyst ieber die hayzer.“<sup>31</sup> So spiegelt das Gemälde die prekäre Existenzgrundlage weiter Teile der jüdischen Bevölkerung in diesem Raum.

Luftmenschen, das war im 19. Jahrhundert eine Selbstzuschreibung der Juden für ihre Lebenswelt im ostmittel- und osteuropäischen Raum der Schtetl. Der Begriff des Luftmenschen lässt sich bis etwa in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen.<sup>32</sup> Es war eine von Armut, von sozialer wie gesellschaftlicher Ausgrenzung geprägte Welt. Viele dieser Menschen lebten von wechselnden Gelegenheitsarbeiten. Es war ein beständiger Überlebenskampf im Ringen um das tägliche Brot.<sup>33</sup> Die bittere Armut hatte zur Folge, dass es im habsburgischen Galizien zehntausende Bettler gab, die von Almosen leben mussten. Die

---

30 Zitiert nach Berg, Nicolas: Luftmenschen. Zur Geschichte einer Metapher. 2., durchgesehene Auflage. Göttingen 2014, S. 54.

31 Zitiert nach Haumann, Heiko: Chagall und die Juden in Osteuropa. Grenzgänger und Luftmenschen. In: Helfenstein, Josef; Osadtschy, Olga: Chagall. Die Jahre des Durchbruchs 1911–1919. Köln 2017, S. 50–61.

32 Schwara, Desanka: Luftmenschen – ein Leben in Armut. In: Haumann, Heiko (Hg.): Luftmenschen und rebellische Töchter. Zum Wandel ostjüdischer Lebenswelten im 19. Jahrhundert. Köln 2003, S. 71–222, hier S. 96.

33 Ebenda, S. 101.



Abb. 1: Marc Chagall, *Over Vitebsk*, 1914. Oil on paper mounted on canvas. Framed: 84.2 × 104.7 cm. Art Gallery of Ontario. Gift of Sam and Ayala Zacks, 1970. 71/85. © VG Bild-Kunst, Bonn 2024. Photo: AGO.

Armut und veränderte soziale Rahmenbedingungen zwangen viele Mädchen und Frauen in die Prostitution.<sup>34</sup>

Was waren die Ursachen für diese Lage eines großen Teils der jüdischen Bevölkerung? Zugrunde lag ein tiefgreifender sozioökonomischer Wandel, der die traditionellen Lebenswelten der Jüdinnen und Juden erschüttert hatte und zu der Verelendung breiter Schichten führte. Juden hatten in Polen jahrhundertlang eine zentrale Scharnierfunktion zwischen Stadt und Land eingenommen. Sie waren Schankwirte, Händler, Hausierer, Pächter und Verwalter von Adelsgütern. In dieser Funktion verknüpften sie die Wirtschaftsräume von Stadt und Land, von Adel und Bauern sowie städtischer und ländlicher Handwerker. Doch dieses Koordinatensystem veränderte sich durch politische Umbrüche wie die Teilungen Polens 1772, 1793 und 1795, durch die Polen aufgeteilt wurde zwischen dem russischen Zarenreich, dem Habsburgerreich und Preußen.

<sup>34</sup> Ebenda, S. 103 f.

Im frühen 19. Jahrhundert folgte eine folgenschwere Agrarkrise.<sup>35</sup> Damit endete eine lange, europaweite Agrarkonjunktur seit dem 18. Jahrhundert, die mit steigenden Landpreisen korrelierte. Die Weizenpreise stürzten am Beginn des 19. Jahrhunderts in England und den deutschen Territorialstaaten ab.<sup>36</sup> Diese Entwicklung wurde nur von wenigen Jahren mit Missernten unterbrochen, die schließlich in der dramatischen Hungerkrise des Jahres 1817 kulminierten. Die Ausfuhr polnischen Getreides sank in der Agrarkrise und damit brachen die Gewinne des polnischen Adels ein. Das hatte Folgen für die jüdische Bevölkerung; es begann ein langanhaltender Verdrängungskampf. Juden wurden zunehmend als Konkurrenz betrachtet. Der polnische Adel zog in wachsendem Maße wichtige Wirtschaftszweige an sich wie die Herstellung von Branntwein und dessen Absatz. Viele auf dem Land lebende Jüdinnen und Juden wurden in die Städte vertrieben ohne Aussicht auf einen Unterhalt, denn handwerkliche Berufe boten angesichts der zahlreichen Kleinhandwerker kaum eine Alternative. So entstanden wieder viele „Luftmenschen“. Hinzu kamen Ressentiments der Mehrheitsgesellschaft aufgrund des stark wachsenden jüdischen Bevölkerungsanteils.<sup>37</sup> Die beginnende Industrialisierung verschärfte die Situation breiter jüdischer Bevölkerungsschichten noch, denn viele handwerkliche Tätigkeiten waren dem Konkurrenzkampf nicht mehr gewachsen. So wuchs die Anzahl der arbeitslosen Juden in manchen Städten dieses Raumes auf über 50 Prozent an.<sup>38</sup>

Der dramatische sozioökonomische Wandel führte zu einer Sinnsuche auch im religiösen Verständnis, zu Differenzierungen und neuen Orientierungen. Manche, oft erfolgreiche Juden waren bestrebt, sich in die Mehrheitsgesellschaft zu assimilieren, teilweise legten sie ihren jüdischen Glauben ab. Andere wiederum wandten sich verstärkt der Orthodoxie und dem Chassidismus<sup>39</sup> zu. Es gab aber auch Anhänger der jüdischen Aufklärung.<sup>40</sup> Der Niedergang der traditionellen jüdischen Lebenswelten führte auch zu einer wirtschaftlichen Kluft zwi-

---

35 Haumann, Heiko: Auf dem Weg zu neuen Selbstverständnissen: Ostjuden im 19. Jahrhundert. In: Haumann, Luftmenschen und rebellische Töchter, S. 316–319. Siehe auch Haumann, Geschichte der Ostjuden, S. 92–100.

36 Abel, Wilhelm: Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter. Hamburg, Berlin 1966; S. 205 f.

37 Haumann, Geschichte der Ostjuden, S. 94 f.

38 Haumann, Auf dem Weg zu neuen Selbstverständnissen, S. 318 f.

39 Der Chassidismus entstand im 18. Jahrhundert und war eine mystische Erneuerungsbewegung der „Frommen“.

40 Haumann, Geschichte der Ostjuden, S. 55–57; 74–77; 111–113.

schen einer geringen Anzahl erfolgreicher jüdischer Unternehmer und einem breiten jüdischen Proletariat.<sup>41</sup>

Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges hatte die jüdische Bevölkerung in Galizien in den großen Imperien des Habsburgerreiches und des Russischen Zarenreiches gelebt. Es waren Vielvölkerstaaten mit vielen ethnischen Gruppen. Damit waren Juden eine unter anderen Minderheiten. Die nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen Nachfolgestaaten reklamierten sich als Nationalstaaten mit einem Staatsvolk, einheitlicher Sprache und Herkunft, obwohl weiterhin große Minderheiten auf dem Staatsgebiet der Titularnation lebten. Für Ostmittel- und Osteuropa mit seinem Mosaik aus Sprachen und ethnokonfessionellen Gruppen barg die Idee des „homogenen“ Nationalstaates eine große Sprengkraft. Die jüdische Bevölkerung wurde in der Wahrnehmung dieser Staaten und ihrer jeweiligen Staatsvölker zunehmend als Fremdkörper wahrgenommen.<sup>42</sup>

Im Mittelpunkt dieses Buches steht Simon Leinmann, dessen Familie aus Galizien kam. Es liegt nahe, dass auch er von der unstillbaren „Sucht nach Stabilität“ geprägt war, die er nur in kurzen Phasen seines Lebens hatte stillen können. Sein Geburtsort liegt ungefähr 100 Kilometer westlich der heutigen polnisch-ukrainischen Grenze.<sup>43</sup> Rzeszów hat derzeit fast 190.000 Einwohner. 1772, nach der ersten Teilung Polens, war Galizien mit Rzeszów an die Habsburgermonarchie gefallen. Ab 1804 gehörte dieser Raum bis einschließlich Lemberg (ukr. L'viv) dann zum neu gegründeten Kaisertum Österreich. Nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 war Galizien Kronland im cisleithanischen (österreichischen) Teil Österreich-Ungarns bis 1918. Und zum Habsburgerreich gehörte Galizien noch immer, als Simon Leinmann geboren wurde.

Viele Shtetl prägten diesen Raum, es waren kleine sogenannte „shtetlech“ oder Städtchen mit einer starken jüdischen Minderheit, wobei die großen Städte auch als „shtot“, zu Deutsch „Stadt“, bezeichnet wurden. Hierzu zählten etwa Lemberg oder Czernowitz (ukr. Černivci). Christoph Schmidt umschreibt das Shtetl in der Erinnerungskultur mit den drei Begriffen „Verdrängung, Verklärung und Verachtung“.<sup>44</sup> Dabei wurde diese vielschichtige Welt durchaus

41 Bartal, Israel: Geschichte der Juden im östlichen Europa 1772–1881. Aus dem Englischen von Liliane Granierer. Göttingen 2010, S. 127 f.

42 Róskau-Rydel, Isabel: Galizien. In: Róskau-Rydel, Isabel (Hg.): Deutsche Geschichte im Osten Europas. Galizien. Berlin 1999, S. 151–153.

43 Die weiteren Ausführungen in diesem Kapitel sind teilweise entnommen: Krauss, Inszenierte Loyalitäten, S. 321–324.

44 Schmidt, Christoph: Das Shtetl aus neuer Sicht. In: Historische Zeitschrift 277 (2003), S. 115–124.



Abb. 2: Jüdisches Shtetl in Osteuropa, um 1938.

auch differenzierter wahrgenommen als in der Reduktion auf drei Begriffe. Die Sichtweise war zudem Veränderungen unterworfen. So sind die frühen Geschichten des jiddischen Schriftstellers Schalom Asch (1880–1957) über das Shtetl düster. Später dominierte die Verklärung.<sup>45</sup> Auch die Vernichtung der Juden in der Shoa verdrängte die Erinnerung. Die verklärende Wahrnehmung hatte bereits um 1900 eingesetzt, als viele Juden die Welt der Shtetl seit dem Ende des 19. Jahrhunderts verlassen und nach Amerika und Richtung Westen ausgewandert waren.<sup>46</sup> Das verlassene, multiethnische Shtetl wurde in der Retrospektive zum vertrauten „Kleinjerusalem“ verklärt, das trotz bitterster Armut Geborgenheit vermittelt hatte. Dabei gilt es zu beachten, dass in Galizien um 1900 immer noch etwa 30 Prozent der Juden auf dem Land lebten, während es im russischen Polen nur 13,5 Prozent waren.<sup>47</sup>

45 Rütters, Monica; Schwara, Desanka: Regionen im Porträt. In: Haumann, Luftmenschen und rebellische Töchter, S. 22.

46 Hoffmann, Eva: Im Shtetl. Die Welt der polnischen Juden. Aus dem Englischen von Sylvia List. Wien 2000, S. 171–173.

47 Haumann, Heiko: Juden in der ländlichen Gesellschaft Galiziens am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Löw, Andrea; Robusch, Kerstin; Walter, Stefanie (Hg.):



Abb. 3: Boryslaw (ukr. Boryslav). Im Hintergrund die mit x bezeichnete alte Schule, um 1910.<sup>48</sup>

Zwar hatte das Staatsgrundgesetz für die cisleithanischen (nicht ungarischen) Länder der Habsburgermonarchie vom 21. Dezember 1867 alle bis zu diesem Jahr geltenden Beschränkungen für Juden aufgehoben und ihnen die Gleichberechtigung zugestanden.<sup>49</sup> Doch in der alltäglichen Praxis stellte sich das für einen Betroffenen so dar: „Im Prinzip können wir alles werden, in der Wirklichkeit aber dürfen wir nichts sein. Wir erhalten die Befähigung, öffentliche Aemter zu bekleiden, können sie aber nicht erlangen. Jede Scholle von Grund und Boden, welche die Juden erwerben, wird emsig registriert und als sociale Gefahr hingestellt. Im Gewerbe werden jüdische Lehrlinge von christlichen Meistern nicht aufgenommen.“<sup>50</sup>

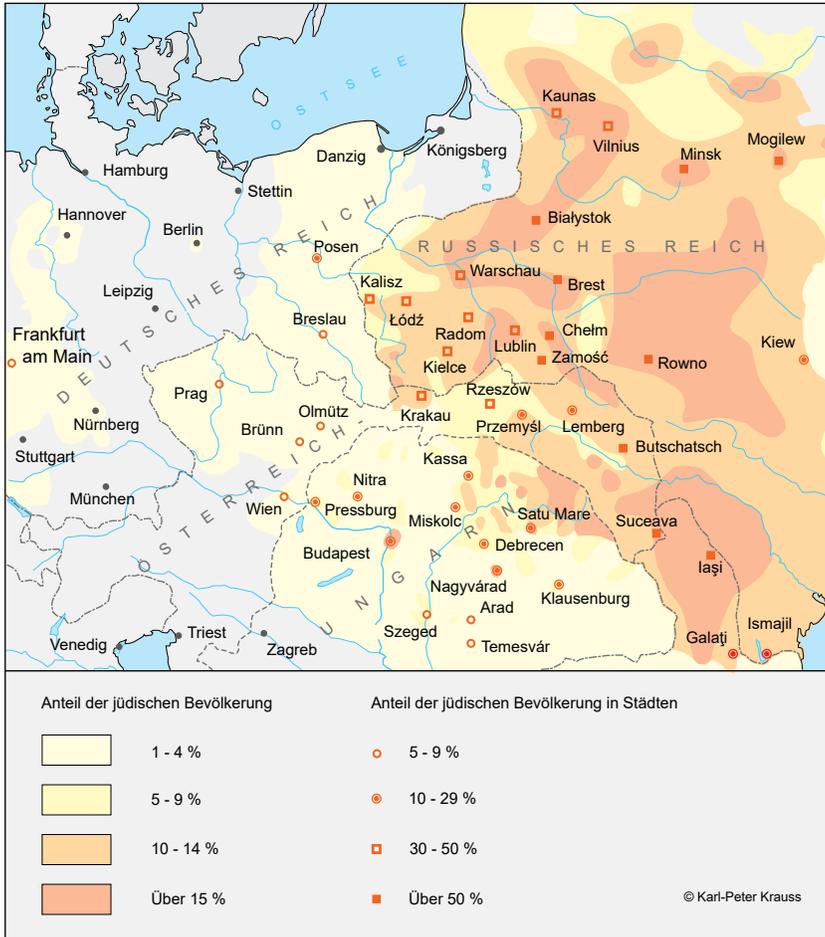
---

Deutsche – Juden – Polen. Geschichte einer wechselvollen Beziehung im 20. Jahrhundert. Festschrift für Hubert Schneider. Frankfurt/Main 2004, S. 35–58, hier S. 37.

48 Über 10.000 Juden aus Boryslaw wurden in den Jahren 1941 bis 1945 von der SS erschossen oder wurden in Vernichtungslagern ermordet.

49 Röska-Rydel, Galizien, S. 146.

50 Der Israelit, Jg. XXII, Nr. 12, 30. Juli 1889, S. 1, zitiert nach Röska-Rydel, Galizien, S. 151.



Karte 1: Der Anteil der jüdischen Bevölkerung in Ostmittel- und Osteuropa um 1900. Nachzeichnung.

Trotz ihrer Benachteiligung, Ausgrenzung und des wachsenden Antisemitismus erfolgten Akkulturations- und Assimilationsprozesse insbesondere der jüdischen Intelligenz und der Mittelschicht an die christliche Bevölkerung. Obwohl eine Akkulturation an das Deutsche weiterhin festzustellen war, erlangte die Annäherung dieser Schichten an die polnische Kultur zunehmende Bedeutung. Gleichzeitig gewannen der Zionismus und der Sozialismus eine wachsende Attraktivität. Die Polonisierung der jüdischen Bevölkerung spiegelt sich auch